

Von der Erde zum Mond

Von Jules Verne.

Erstes Kapitel.

Der Sun-Klub.

Während des Bundeskrieges der Vereinigten Staaten entstand in Baltimore im Staate Maryland ein neuer Klub von ziemlicher Bedeutung. Man weiß, mit welcher Energie sich bei diesem Volke von Rednern, Kaufleuten und Ingenieuren militärischer Sinn kundgab. Einfache Geschäftsleute verliehen den Labentisch und wurden Kapitäne, Kolonels und Generale, ohne zuvor die Militärschulen von Westpoint besucht zu haben. In kurzer Zeit glückte es in der „Kunst des Krieges“ ihren Berufsgenossen in der alten Welt, und wie diese stiegen sie, indem sie Munition, Geld und Menschenleben massenweise aufopfert.

Während dieses furchtbaren Kampfes zwischen dem Norden und dem Süden hatte die Artillerie das Uebergewicht; die Zeitschriften der Union priesen begeistert ihre Erfindungen, und selbst der unscheinbarste Handelsmann, der harmloseste Pfastertreter zerbrach sich mit der Berechnung unsinniger Geschoszbahnen Tag und Nacht den Kopf.

Faßt ein Amerikaner eine neue Idee, so sucht er einen zweiten als Theilnehmer. Sind es ihrer drei, so wählen sie einen Präsidenten und zwei Schriftführer, zu viert ernennen sie einen Archivar und das Bureau tritt in Kraft. Sind es fünf, so berufen sie eine Generalversammlung ein, und der Klub wird gegründet. Also geschah es in Baltimore. Der erste, der eine neue Kanone erfand, verband sich mit dem ersten, der sie goß, und mit dem ersten, der sie bohrte. Das waren die Anfänge des Sun-Klubs. Einen Monat nach seiner Gründung zählte er 1833 wirkliche und 30,576 korrespondirende Mitglieder.

Als conditio sine qua non wurde jedem, der beitreten wollte, die Verbindung gestellt, eine Kanone erfunden oder doch wenigstens ausgeführt zu haben, oder in Ermangelung derselben irgend eine andere Feuerwaffe. Inzwischen genossen, um bei der Wahrheit zu bleiben, die Erfinder von fünfzehnjährigen Revolvern, von Zapfenbüchsen und Selbstpistoln keine bedeutende Achtung. Artilleristen im eigentlichen Sinne wurden in jeder Hinsicht bevorzugt.

Man kann sich annähernd vorstellen, was nach der Gründung des Sun-Klubs der amerikanische Erfindungsgeist in dieser Hinsicht leistete. Die Kriegsmaschinen nahmen großartige Verhältnisse an, und die Geschosse drohten, indem sie die erlaubten Grenzen weit hinter sich ließen, friedlichen Spaziergängern gefährlich zu werden. Wie weit diese Erfindungen die schicktesten Werkzeuge der europäischen Artillerie übertrafen, ist aus Folgendem zu ersehen.

Als diese Kunst noch in ihrer Kindheit stand, durchbohrte ein Sechsbündriges Geschos eine Entfernung von dreihundert Fuß sechsunddreißig Pferde und achtundzwanzig Menschen. Später machten die Projektilen bedeutende Fortschritte. Ein Geschos der Rodman'schen Kanone würde bei einer Tragweite von sieben Meilen — die Meile zu 1609,31 Meter — und einem Gewicht von einer halben Tonne mit Leichtigkeit hundertundfünfzig Pferde und dreihundert Menschen niedergestreckt haben. Der Sun-Klub beabsichtigte, dies durch einen Beweis zu erheben. Obgleich die Pferde hiergegen nichts einzusetzen hatten, zeigten sich die Menschen leider gänzlich abgeneigt.

Trotz alledem war die Wirkung dieser Kanonen mörderisch, und die Klumpen fielen nach jeder Salve wie Wehren unter der Sichel. Was bedeutete gegen diese Erfolge jene Kugel, die im Jahre 1857 bei Contras fünfundzwanzig Mann kampfunfähig machte, sowie die andere, die bei Jordenfort 1758 vierzig Infanteristen tödtete, oder die österröische Kanone, die 1742 bei Kesselsdorf mit jedem Schuß heftig Feinde zu Boden warf? Was waren jene Feuer, die bei Jena und Wusterhausen das Schicksal der Schlacht entschieden? Während des Bundeskrieges konnte man ganz andere Dinge erleben! In dem Kampfe bei Gettysburg traf ein tonisches, von einer gezogenen Kanone geschicktes Geschos hundertunddreißig Konföderierte; und bei dem Uebergang über den Potomac schickte eine Rodman'sche Kugel zweihundertundfünfzehn Südhautler in ein besseres Jenseits. Hier sei ein furchtbarer, von J. A. Maston, Ehrenmitglied und lebenslänglichem Schriftführer des Sun-Klubs, erfundener Mörser erwähnt, dessen Probebeschuss dreihundertundfünfundsiebzig Menschen tödtete — allerdings beim Explodiren.

Eines traurigen, trübseligen Tages jedoch wurde von denen, die den Krieg überlebt hatten, der Friede geschlossen; nach und nach verhallte der Schall der Donner, die Mörser schwiegen, die Schaulden und Kanonen zogen mit verhalltem Mund und gesenktem Haupt in die Arsenale zurück, die Ru-

gen wurden in den Parks aufgeschichtet, die blutigen Erinnerungen verhallten, prächtig gediehen auf den reichlich gebüngten Feldern die Baumwollsauben, mit der Trauer verschwanden auch die Trauerkleider, und der Sun-Klub verfiel in tiefe Unthätigkeit.

„Das ist trostlos!“ sagte eines Abends der tapfere Tom Hunter, während seine Stelzbeine an dem Kaminfeuer des Rauchzimmers tohlten. „Nichts zu thun, nichts zu hoffen! Welch ein ödes Dasein! Wo sind die Zeiten, in denen der liebliche Klang der Kanonen uns jeden Morgen weckte?“

„Diese Zeiten sind vorbei,“ antwortete der muntere Bilsby, indem er versuchte, die fehlenden Arme auszustrecken. „Das war doch eine Lust! Man erfand seine Hauptzie, die man sofort nach dem Guß vor dem Feind anzuwenden eilte. Aber heute sind die Generale hinter den Labentisch zurückgekehrt, und statt der Projektilen schleudern sie harmlose Baumwollbälle! Bei allen Teufeln! Die Artillerie hat keine Zukunft mehr in Amerika!“

„Jamoh! Bilsby!“ rief der Kolonel Blomsberry, „das sind graufame Täuschungen! Da entsetzt man eines Tages seinen ruhigen Gewohnheiten, man übt sich begeistert in den Waffen, man verkauft Baltimore mit dem Schloßfeld, man zeigt sich als Held, und zwei, drei Jahre später die Frucht so vieler Mühsale einzubüßen, in tägliche Mühsal zu verfallen und die Hände in die Taschen zu stecken.“

Obgleich er dies sagte, würde es dem tapferen Kolonel wohl schwer geworden sein, seine Unthätigkeit auf diese Weise auszudrücken; die Taschen freilich fehlten ihm dazu nicht.

„Und kein Krieg in Aussicht!“ bemerkte hierauf der vortreffliche J. A. Maston, indem er mit seiner eisernen Hand seinen Guttaperchashäkel rieb. „Nicht ein Wölftchen am Horizont, gerade jetzt, wo es in der Artilleriewissenschaft so viel zu thun gibt! Ich selbst allerdings habe heute Morgen den vollständigen Entwurf eines Mörfers aufgeschrieben, der berufen ist, die Kriegskunst von Grund aus zu verändern.“

„Wahrhaftig?“ entgegnete Tom Hunter.

„Gewiß,“ antwortete dieser. „Aber wozu dienen alle diese vorzüglich durchgeführten Studien, alle diese bewährtesten Hindernisse? Arbeitet man nicht ganz umsonst?“

„Unter dessen, Maston,“ antwortete der Kolonel Blomsberry, „schlägt man sich in Europa fortwährend für das Nationalitätsprinzip!“

„Und —?“

„Sollte es denn nicht möglich sein, drüben einen Versuch zu machen? Vielleicht werden unsere Dienste —“

„Was denken Sie?“ rief Bilsby aus. „Unsere Vorkämpfer zu Gunsten des Auslandes zu verwenden!“

„Das ist immer noch besser, als gar nichts zu thun,“ entgegnete der Kolonel.

„Ohne Zweifel!“ sagte J. A. Maston, „ist das besser, aber an diesen Ausweg ist nicht zu denken!“

„Und warum das?“ fragte der Kolonel.

„Weil man in der alten Welt Ansichten über die Beförderung hegt, die unseren amerikanischen Völkern widersprechen. Diese Leute meinen, es könne eine nicht kommandirende General werden, der nicht als Unterleutnant eingetretet ist; mit demselben Recht würde man behaupten, nur der fähigste einer guter Geschützrichter sein, der seine Kanone selbst gezogen hat. Es ist doch ganz einfach —“

„Väterlich!“ warf Tom Hunter ein, indem er die Arme des Lehnsuhls mit einem Büchsenmesser zerschneidete. „Da die Sachen dort so stehen, so bleibt uns nur übrig, Tabak zu pflanzen und Walfischtran zu beschaffen.“

„Wie!“ rief J. A. Maston mit gehobener Stimme. „Wir sollten die letzten Jahre unseres Daseins nicht an die Vervollkommnung der Feuerwaffen wenden? Sollte es nicht wieder möglich sein, die Tragweite der Projektilen zu prüfen? Der Horizont sollte nicht leuchten unter dem Blick unserer Kanonen?“

„Nein, Maston,“ entgegnete der Kolonel Blomsberry, „das Glück wird uns nicht zu theil. Nein! Diese Zufälle treten nicht ein, und wenn sie eintreten, können wir sie nicht ausnützen. Der amerikanische Ergeiz schwindet von Tag zu Tag, wir sind Weiber geworden!“

„Gewiß, wir demüthigen uns selbst!“ antwortete Bilsby. „Und werden gedemüthigt!“ fügte Tom Hunter hinzu.

„Das ist nur zu wahr!“ begann J. A. Maston mit erneuter Heftigkeit. „Unzählige Anlässe zum Krieg liegen in der Luft, aber man kämpft nicht. Man spart Arme und Beine zum Wohle von Menschen, die damit nichts anzufangen wissen. Sehen Sie, wie nahe uns das Motiv zu einem Kriege liegt. Gehörte Nordamerika nicht

einst den Engländern?“

„Allerdings,“ entgegnete Tom Hunter und schürte mit seiner Kröde eifrig das Feuer an.

„Nun also,“ fuhr J. A. Maston fort. „Warum sollte England nicht einmal den Amerikanern gehören?“

„Das wäre nur gerecht!“ bemerkte der Kolonel Blomsberry.

„So schlagen Sie es doch dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vor!“ rief J. A. Maston aus. „Sie werden ja sehen, wie er Sie aufnimmt.“

„Schlecht wird er uns aufnehmen!“ murmelte Bilsby zwischen den vier Zähnen, die er vom Schlachtfeld heimgebracht hatte.

„Wahrhaftig!“ fuhr J. A. Maston fort. „Bei den nächsten Wahlen braucht er auf mich nicht zu zählen!“

„Auf mich auch nicht!“ ertönte es zugleich von den Lippen dieser kriegerischen Invaliden.

„Einstweilen steht soviel fest,“ sagte J. A. Maston. „Wenn ich nicht Gelegenheit habe, meinen neuen Mörser bald auf einem wahren Schlachtfeld zu versuchen, so trete ich aus dem Sun-Klub aus und verberge mich in den Savannen von Arkansas.“

„Wir folgen Ihnen!“ antworteten die anderen Herren dem fähigen J. A. Maston.

So standen die Dinge. Die Erregung wuchs mehr und mehr, und der Klub drohte sich nächsten aufzulösen, als ein unerwartetes Ereigniß dieser bedauerlichen Katastrophe vorbeugte.

Am folgenden Morgen nämlich empfing jedes Klubmitglied folgendes Rundschreiben:

Baltimore, den 3. Oktober.
Der Präsident des Sun-Klubs beehrt sich, den Herren Mitgliedern zu eröffnen, daß er in der Sitzung vom 5. ds. Mts. eine Mittheilung vom höchsten Interesse zu machen hat. Er bittet daher, von gegenwärtiger Einladung allseitig Gebrauch zu machen. Mit ergebenem Gruß
Jmpen Barbicane,
Pr. d. S.-K.

Zweites Kapitel.
Die Mittheilungen des Präsidenten.

Am 5. Oktober Abends 8 Uhr füllte eine zahlreiche Versammlung die Salons des Sun-Klubs, Union Square 21. Alle in Baltimore anwesenden Mitglieder waren auf die Einladung des Präsidenten erschienen. Die korrespondirenden Mitglieder strömten zu Hunderten aus den Schnellzügen in die Straßen der Stadt, und trotz seiner Größe war der Sitzungssaal für diese Schaar von Gelehrten noch zu klein.

Der ungeheure Saal gewährte einen merkwürdigen Anblick. Der weite Raum war seiner Bestimmung wunderbar angepaßt. Hohe, aus Kanonen gebildete Säulen, die auf starken Mörser ruhten, trugen die aufeisernen Beschläge der Wölbung. Garnituren von Plüsch und Donnerbüchsen, von Musteten und Stügen bildeten male-riche Wanddecorationen. Tausende von Revolvern waren zu einem Gas-trolcheiter verbunden, während Handlichter aus Pistolen und Kandelaber von künzlerisch vereinigten Klinten die Beleuchtung vervollständigten.

Auf dem Ehrenplatze erblickte man unter einem Glaskasten die Trümmer jener prachtvollen Kanone von J. A. Maston, die der Gewalt des Pulvers nicht widerstehen konnte.

Am Ende des Saales nahm der Präsident mit seinen vier Schriftführern einen erhöhten Raum ein. Sein Sitz machte den Eindruck eines mächtigen, zweihundertjährigen Mörser, der rechtwinklig gerichtet war und bereit in Joppen hing, daß ihn der Präsident wie einen Schautafel in angenehme Schwingungen versetzen konnte. Auf dem Schreibtisch, einer großen, eisernen Platte, die sechs Kanonaden überdauert hatte, war ein geschmackvoll aus einer Kartätschentugel gearbeitetes Zintenfisch zu sehen, und eine Glode, deren Ton an den Klang eines Revolvers erinnerte. Während der heftigen Debatten war diese neomodische Klingel oft nicht im Stande, die Stimmen der aufgeregten Artilleristen zu übertönen.

Jmpen Barbicane war ein ernster, kolbigener Mann von vierzig Jahren. Ein außerordentlich scharfer Kopf, war er pünktlich wie ein Chronometer, von unerschütterlichem Muth und unkegelmigem Charakter. Ohne ritterlich zu sein, hatte er etwas Abenteuerliches an sich, obgleich selbst seinem thörichtesten Unternehmen praktische Ideen nicht abgingen. Er war ein vollendeter Sohn Neu-Englands, ein nordischer Kolonist, der nachkommen jener des Sturms so gefährlichen Rundlöcher und der unerbittlichen Feind der Südhautler, deren aristokratischer Stammabum im Mutterlande wurzelte. Mit einem Wort, jeder Zoll an ihm war ein Yankee. Er war von mittelgroßer Gestalt und ausnahmungsweise im Sun-Klub im Besitz aller seiner Gliedmaßen. Er hatte scharf geschnittene Züge, und wenn es wahr ist, daß man vom Profil eines Menschen auf seine geistigen Anlagen schließen kann, so mußte man Barbicane für thätkräftig, klug und tollkühlig halten.

(Fortsetzung folgt.)

Das „Näherne Zeitalter“ nennt man die Gegenwart. Sollt es nicht das „Fehlerne Zeitalter“ heißen?

Das Portrait in meines Onkels Speisezimmer.

Nach dem Englischen. Frei übertragen von M. Markus.

(6. Fortsetzung und Schluß.)

In jener Nacht vermochte ich für mehrere Stunden die Augen nicht zu schließen, und ich glaube, Herr von Champaubert hat gar nicht geschlafen. Noch lange nach Mitternacht hörte ich ihn in seinem Zimmer auf- und abgehen. Beide dachten wir an jenes schöne, aber süchtige Weib, das seine Jugendliebe gewesen, und dessen Portrait mich 35 Jahre später noch bezaubert hatte. Selbst damals konnte ich mein seltsames Interesse für Marie von Malpeire nicht aufgeben. Meine Phantasie brütete über ihr trauriges Schicksal. Ich schauderte vor ihrem Verbrechen, dachte aber trotzdem, daß der Abbat tausend Mal den Tod verdient habe, da er sich erschreckt, Mademoiselle de Malpeire zu schlagen. Ich schrieb die schreckliche That, die sie genommen, dem stolzen Blute ihrer Ahnen zu, die niemals eine Beschimpfung ungerecht hinnehmen konnten. Der Gedanke an ihren niedrig geborenen Gemahl erregte Eifersucht und Aerger in mir. Trotz dieses besagten Verfalls Endes dachte ich, es sei für ihn nur zu großes Glück gewesen, ihre Gatte zu sein, und beneidete ihn fast um sein Geschick. Ich verbrachte die Nacht in einem fieberhaften und rastlosen Zustande. Vor den Augen, wachte ich sie schliefen oder öffnen, schwebte mir beständig dasselbe Bild, bald lächelnd, bald ernst und tummervoll drehend. Dennoch lag ich im festen Schlafe, als Dom Gerufac am folgenden Morgen anrief. Herr von Champaubert war schnell fertig, und wir brachen auf. Die milden Strahlen der Herbstsonne strömten ihr goldenes Licht über das Thal; noch hatten keine Frühlösche das frische Grün des Landes gebleicht. Das muntere Rothgeschloß zirkte in den Weidhornbüschen, und schöne Schmetterlinge umschwirrten die Rosmarinstauden. Hoch über den Regionen aber, die von den sanften Südrissen des mittelländischen Meeres umspült wurden, ragten die Felsen des Gebirges, schon bedeckt von ihren lange währenden Schneemänteln, empor.

Ehe wir die Chaussee erreichten, wandte Herr von Champaubert sich um und warf einen letzten Blick auf die umliegende Landschaft. Er schaute nach zwei hohen Gipfeln des nächsten Berges, die durch einen jähem Einschnitt getrennt waren, und murmelte stief aufsteigend: „Dort ist der Paß von Malpeire.“

Wenige Minuten später kamen wir an der Stelle an, wo kein Wagen wartete. Er schüttelte herzlich mir die Hand und blieb dann vor meinem Onkel stehen: „Jetzt, da wir uns nach so langer Zeit wiedersehen, theurer alter Freund, fällt mir der Abschied von Dir außerordentlich schwer.“

„Und doch war der Aufenthalt hier ein recht melancholischer für Dich,“ entgegnete mein lieber, alter Onkel, „und nur wegen jenes verächtlichen Bildes!“

Die beiden Freunde umarmten sich. Der Marquis sprang in den Wagen, winkte uns noch einmal Lebewohl zu und bald war er in einer Staubwolke unserer Räder verschwunden.

Das erste, was Dom Gerufac nach seiner Heimkunft that, war, daß er Babelou besah, den Gegenstand meiner romantischen Verehrung in die Kumpeltammer hinaufzutragen. Als sie mit dem Bilde das Zimmer verließen, wandte er sich zu mir und sagte:

„Der Anblick dieses schrecklichen Frauensimmers würde mir den Appetit verderben; ich würde stets während der Mahlzeiten an ihre traurigen Abenteuer denken müssen. Und übrigens ist das Portrait ein werthloses Bild. Es thut mir für Champaubert leid; aber der Arm ist wirklich ganz unproportionirt angelegt, und der kleine Finger der rechten Hand sehr schlecht gezeichnet. Kurz, es ist ein verfluchtes Machwerk, und ich war thöricht, daß ich es jemals über dem Kamin aufgehängt habe.“

Ich machte keine Einwendungen gegen diesen Urtheilspruch, noch mochte ich meinem Onkel bitten, mir das Bild, das er so gering achtete und das ich so sehr schätzte, zu schenken. Ich fürchtete, meine thörichtesten Phantasien zu verrathen, wenn ich den Wunsch, es zu besitzen, ausdrückte; aber ich beschloß, den verschmähten Schatz zu stehlen und mit mir wegzunehmen. Es war keine Zeit zu verlieren; denn meine Ferien waren fast zu Ende. Drei Tage später mußte ich in mein Kolleg zurückkehren. Große Schwierigkeiten brauchte ich dabei nicht vorzusetzen. Ich hatte nur das Bild aus der Kumpeltammer, die in einer Mansarde in Paris war, herauszuholen und es einem Jungen anzuvertrauen, der es gegen ein Trinkgeld an den Ort, wo ich die Diligence zu besteigen pflegte, bringen sollte.

Ehe ich mich auf die Such nach einem solchen Helfer begab, forschte ich Babelou aus. „Wie haben Sie es angeestellt, das Bild unterzubringen? In der Mansarde muß kaum ein Pfing gewesen sein.“

„D, ich habe es dicht neben die Thüre

placirt. Ich hatte viel zu thun, um unter dem alten Plunder eine passende Stelle auszufinden.“

„Hält mein Onkel seine alten Sachen unter Schloß und Riegel?“ fragte ich mit ansehnlicher Gleichgültigkeit.

„Er glaubt so,“ erwiderte sie achselzuckend; „aber da wir immer für ein oder das andere Ding in die Kammer hineingehen müssen, so hängt der Schlüssel gewöhnlich neben der Thüre.“

Zufrieden mit diesen Erfahrungen ging ich aus und streifte den ganzen Tag, mit einem Gewehr in der Hand, in der Umgegend umher, angeblich, um zu jagen, in Wirklichkeit um einen Jungen aufzufinden, der mir einen Plan durchzuführen zu können im Stande sei. Endlich hörte ich einen Bengel auf, der mir für ein fünffrankentück, das ich ihm einhändigte, meinen Befehlen nachzukommen und Still-schweigen zu beobachten versprach. Ich bestellte ihn an das Ende der Allee, wo er sich an demselben Abende zwischen 11 und 12 Uhr einfinden sollte. Auch sollte er Stroh zum Umwickeln des theueren Gemäldes mitbringen. Nachdem ich dies Alles angeordnet, ging ich nach Hause, um auch meiner Theil bei der Sache auszuführen.

Es begann schon zu dämmern, und ein melancholisches Schweigen lag über dem Hause. Niemand war im Wohnzimmer, nur die Hunde schliefen in einer Ecke nahe am Kamin. Ich glaubte, mein Onkel werde in seiner Bibliothek und Babelou in der Küche sein. Der Augenblick schien für meinen Plan besonders günstig. Mit geräthelten Wangen und klopfendem Herzen stieg ich die Treppe hinauf wie ein Mann, der ein verzweifeltes Abenteuer wagt. Die Kumpeltammer war, wie ich schon erwähnt habe, im dritten Stockwerke. Gerade, als ich das obere Ende der Treppe erreicht hatte, trat mir Dom Gerufac, mit seiner Studierlampe in der Hand und die Brille auf die Stirne hinaufgeschoben, entgegen. Er blickte recht betrübt drein.

„Die arme Marianne ist sehr schlimm;“ der Abbe Lambert hat ihr jedoch die letzten Sacramente erteilt; sie kann jeden Augenblick sterben.“

Ich schämte mich zu gestehen, daß das Fehlschlagen meiner Pläne mir näher ging, als die Nachricht über Marianne's Befinden. Ihr Zimmer lag dicht neben der Kammer, wo das Bild aufgehängt wurde, und es war unmöglich, das letzte wegzunehmen, ohne die Aufmerksamkeit dorer, die um ihr Bett standen, auf mich zu ziehen. Mein Onkel, der über den bevorstehenden Verlust seiner alten Dienerin wirklich sehr traurig war, nahm meinen Arm, und wir gingen die Treppe hinab. Im Hausgange fanden wir Babelou weinend.

„Die arme Marianne“, sagte sie, die Augen mit ihrer Schürze abwischend, „sie war zu energisch. Schon gestern war sie krank; aber sie wäre eher in der Küche gestorben, als zu Bette gegangen, ehe das Essen fertig zubereitet war. Und doch wußte sie sehr gut, daß sie gefährlich krank sei. Während ich bei der Tische aufwartete, schickte sie Gochon, um den Herrn Pastor zu rufen. Jhretränen kam er gestern Abend durch den strömenden Regen. Um sie aufzubereiten, habe ich ihr die zwei Goldstücke gezeigt, die der Herr Marquis für uns zurückgelassen hat. Sie sagte, sie fühlte sich weit besser; aber es dauerte nicht lange, und jetzt liegt sie im Sterben.“

Wir traten in das Wohnzimmer, und eine halbe Stunde später brach die Allee uns der Abbe Lambert, daß Alles vorüber sei. Marianne's schneller Tod war eines jener Ereignisse, die einen Junggesellen-Haushalt in die traurigste Verwirrung bringen. Mein armer Onkel war ganz zerfört und wiederholte immer: „Sie war ein treues Geschöpf. Während der zwölf Jahre, die sie bei mir war, habe ich nicht das Geringste an ihr auszufehen gefunden. Es wird nicht leicht sein, eine so ausgezeichnete Dienerin zu ersetzen.“

Ich überlegte inzwischen, ob es noch möglich sein werde, Mademoiselle von Malpeire vor dem nächsten Morgen zu entfernen. Plötzlich sagte mein Onkel: „Ich bin neugierig, wer die Erben des armen Frauensimmers sind. Den Lohn für das letzte Jahr schulde ich ihr noch, und sie hat gewiß ein kleines Geld erspart. Wenn sie Verwandte hat, werden diese es erhalten. Ich muß doch Nachforschungen anstellen.“

Der Abbe, der gerade eine Aufzeichnung für die Civilstandsregister niederschrieb, schüttelte den Kopf. Als er seine Notizen benützt hatte, reichte er das Papier meinem Onkel. Ich sah Dom Gerufac erlaubt aufspringen und durch Mene und Gebirren die höchste Verwunderung an den Tag legen. Unwillkürlich näherte ich mich ihm und warf über seine Schulter einen Blick auf das Papier, auf dem ich die Worte las: „Heute, den 12. October 18 —, starb zu St. Pierre de Corbie Madelaine Marie de Malpeire, Wittwe von Francois Pinatel.“

„Marianne — Marianne war Madlle. von Malpeire!“ stieß ich hervor. Der Abbe Lambert und mein Onkel lebten sich mit gefalteten Händen schwe-

gend gegen den Tisch; ich glaube, sie beteten, Babelou schluchzte hinter der Thüre.

Ich setzte mich neben der Kamindecke nieder und schloß den Kopf in die Hand, den ganzen Abend verblief ich lautlos und ohne mich zu rühren; gegen Mitternacht ging ich nach meinem Zimmer. Bald darauf hörte ich eine gedämpfte Stimme unter meinem Fenster meinen Namen rufen. Es war mein Bundesgenosse, der, des Bartens in der Allee müde, gekommen war, mich an unsere Absprache zu erinnern.

Die beiden Jwans.

Ueber die Art, wie russische Matrosen zum Kriege angeordnet werden, auf dem Schiff Wache halten und schließlich ihren Helidentod dabei finden, ist eine Skizze unter dem Titel „Die beiden Jwans“ erschienen, die, wie aus Petersburg berichtet wird, im Ausland große Sensation hervorgerufen hat und auf thätigliches Material begründet ist. Man vermutet, daß sie aus der Feder der Frau eines hohen Geoffiziers stammt, der an dem ersten Seegefecht bei Post Arthur theilnahm. Wir entnehmen daraus den letzten Theil mit der Schilderung des Todes der Matrosen:

„Vom nächsten Kriegsschiff blüht der blendende Scheinwerfer . . . Der Feind ist gesichtet. Auf dem Torpedoboottjäger wird sogleich alles lebendig. Der Bootsmann pfeift. Die Mannschaft stürzt auf Deck. Von der Brücke kommt die scharfe Stimme des Commandanten. Er ist eifrig und bürstet nach einer Schlächt. Die beid Jwans tummeln sich an einer Kanone; sie richten sie auf den Feind. Und der Torpedoboottjäger rast unter Voll-dampf vorwärts, durchspaltet mit seiner Stahlspitze die schwarze See und eilt auf den Feind zu. Der Schlächtentwurf des Befehlshabers ist bald erfüllt, denn ehe eine Stunde um ist, bleibt, mit Ausnahme der beiden Jwans, kein Mann auf dem Torpedoboottjäger mehr lebend, und wie sie dem Tode bisher entgangen sind, können sie selbst nicht sagen. In eine Rauchwolke gehüllt, mit dem Blute ihrer Kameraden bespritzt, suchen die beiden Jwans wie die Löwen. Aber der Feind kam heran — und siegte.“

Und als die beiden Jwans ihr Schiff im Besitz des Feindes sahen, bligte es plötzlich in ihrem Hirn auf, daß sie doch sterben müßten, obgleich der Himmel ihr Leben in der Schlacht gerettet hatte. Und unter den Augen des Feindes tauchten die beiden Jwans in der Schiffsräume unter und schlossen die Lufen. Die Japaner waren erkannt: „Was für Menschen! Gebet Euch, das Schiff gehört uns. Wir wollen Euch ehrenvoll als Gefangene behandeln. Wir sind ein civilisirtes Volk.“

Die beiden Jwans erwiderten nichts; es war keine Zeit mehr, die Japaner schwächen zu hören. Sie bedeckten sich auf den Tod vor. Der Feind triumphirte. Es war das erste russische Kriegsschiff, das genommen war; freudig nahmen sie den Torpedoboottjäger als Trophäe ins Schlepptau. Und die beiden Jwans sahen unter und hielten einen Tobesrath, denn sie fühlten sich noch als die Befehlshaber des Schiffes. Die ganze Welt blühte auf sie, aber sie konnten nicht einmal den Himmel sehen und sahen verborgen und im Dunkel in einem Stahlfenster unter Wasser.

Die Berathung war kurz und die Entscheidung bald getroffen. „Wir müssen sterben.“ Und die beiden Jwans setzten sich und danach öffneten sie die Sperrthüre und ließen das Wasser in den Schiffsräume. „Sterberussisch“ sank schnell auf den Grund. Der Feind hatte kaum Zeit, die Trophäe zu durchschneiden. Im Schlamm auf dem Grunde des Stillen Ozeans liegt, das erste erbeutete russische Schiff, und in ihm liegen seine beiden „Commandanten“, die beiden Jwans. Der russische Russt versteht nicht zu leben, aber er versteht zu sterben . . .

Kaufbahn eines Deutsche Kriegs-schiffes.

Die frühere Kreuzerregatte Elisabeth ist für rund \$20,000 nach Stettin verkauft worden. Das Schiff ist dieser Tage nach seinem neuen Bestimmungsort geschleppt worden. Nach dieser ihrer letzten Seefahrt wird die einst so stolze, hochgetakelte Fregatte abgewrackt und aus ihren starken eisenen Rippen werden Eisenbahnschwellen geschlagen werden. Das am 18. October 1868 auf der Danziger Werft erbaute Schiff war ein Muster seiner Gattung und erregte damals allgemeine Aufmerksamkeit. Elisabeth nahm 1869 an der Einweihung des Suezkanals Theil, wurde 1872 gegen Columbien, 1873 gegen die spanischen Aufständischen und 1878 gegen Nicaragua verwendet. 1884 ernannte ihr Kommandant die deutsche Schutzherrschaft in Angra Pequena und bißte in demselben Jahre in Matupi die deutsche Flagge. Im folgenden Jahre sicherte Elisabeth mit vier anderen Kriegsschiffen die deutsche Herrschaft über ein größeres Gebiet in Ostafrika. Nach fast zwanzigjähriger Dienstzeit wurde die Fregatte 1887 als Marinestützschiff umgebaut, und diesem Zwecke hat die Elisabeth über 15 Jahre gedient.

In Cincinnati etablirte kürzlich eine Wittwe ein Heiraths-bureau und heirathete den ersten Mann, der sich Auskunft bei ihr erbat. Das Geschäft ist jetzt geschlossen.

Wirst du angestellt werden, so ist anstellig!